

Geschichte Politik und ihre Didaktik

Heft 3/4 2005

Schmitz-Köster, Dorothee: Der Krieg meines Vaters – Als deutscher Soldat in Norwegen, Berlin (Aufbau-Taschenbuch-Verlag) 2004, 351 S., 8,95 €

Es ist schon ein außergewöhnliches Buch, das die Verfasserin vorlegt. Es reiht sich ein in jene Berichte, in denen sich die Kindergeneration mit ihren Vätern („NS-Tätern“) auseinandersetzt: etwa Kurt Meyer mit dem ehemaligen Waffen-SS-General „Pantermeyer“, etwa Niklas Frank mit dem ehemaligen Generalgouverneur von Polen, Hans Frank, hingerichtet als Kriegsverbrecher, etwa Dörte v. Westerhagen, die in ihrem Buch „Die Kinder der Täter“ schon 1987 die Geschichte ihres Vaters, ebenfalls hoher SS-Offizier, rekonstruiert hat, um die Verstrickung ihres Vaters in die NS-Verbrechen zu untersuchen, aber auch die „eigene Verstrickung mit dem Vater“ aufspüren will. (S. 18) Der Vater von Dorothee, Rudi Schmitz, war weder in der SS oder NSDAP, noch General, sondern ein kölnischer Junge, der nach dem Abitur und Arbeitsdienst, nach Ableistung der Wehrpflicht eingezogen wird, während des Krieges vom Unteroffizier zum Oberleutnant avanciert, von der Entnazifizierungskommission „entlastet“ wurde und offiziell deshalb kein „Nazi“ war. Das hatte er mit den 98% gemeinsam, die vor den Spruchkammern standen. Auch hatte er immer wieder erklärt: „Ein Nazi war ich nicht“ (S. 305 und 312) Das wird auch so von seiner Mutter, Anna, gesehen. (S. 303) Und doch, die Tochter glaubt zu spüren, dass der Vater in die NS-Maschinerie und ihre Ideologie im Lauf der Kriegsjahre vom praktizierenden Katholiken zum Nazi mutierte. Sie stützt sich dabei auf Formulierungen, die ihr Vater in seinen Briefen aus Norwegen an seine Mutter richtete, die er im letzten Kriegsjahr von der Ostfront geschrieben hatte, „mit denen er seine ganze Verachtung, seinen ganzen Hass auf die Gegner“ beschrieb. Aber es ist offen, ob er sich auch an der kriegsrechtswidrigen Vernichtung des Feindes beteiligte.“ (S. 299 f.) Vergleichsweise harmlos waren seine früheren Äußerungen aus Norwegen, wenn er sich über die „Germanen“ und ihr norwegisches „Stammland“ äußert, wenn er es „im Blut“ spürt, dass er sich hier nicht „fremd, sondern zu Hause“ fühlt. (S. 75) Ob er denn das alles geglaubt habe, hatte ihn später die Tochter gefragt, die solche Äußerungen als „unverhohlene Versatzstücke der NS-Rassenideologie“ einordnete (S. 311). Aber die Antwort des Vaters hatte gelautet: „Er (Hitler) hat uns doch alle eingewickelt.“ (ebd.) Für den Vater war die Sache damit abgetan; der Tochter hatte die Antwort nicht genügt.

Aus dieser Grundspannung lebt ihr Bericht. Hier der Vater mit seiner Begeisterung für Norwegen, seiner Landschaft und die Menschen, da die Tochter, 1950 geboren, durch die Jahre der 68er gegangen. Während einer Norwegenreise 1971 mit der ganzen Familie – Vater will zeigen, wo er eine sehr schöne Zeit verbrachte (S. 71 f.) – erlebt sie ihn als „selbstherrlich, grossspurig ja grosskotzig“. (S. 154) „Diese Reise markierte den Zeitpunkt, an dem ich zum ersten Male spürte, dass ich meinen Vater und seine Geschichte nicht los wurde.“ (S. 157) Und diese Geschichte, die auch die ihre wurde, entfaltet sich in den Briefen (vgl. dazu S. 330, Anm. 1), die sie analysiert und kommentiert, immer in dem Gefühl, in die Geschichte des Vaters verstrickt zu sein. Aus dieser Arbeit ergibt sich die Struktur des Buches. In mehreren Abschnitten wird das Briefmaterial in „Vorgeschichten“ eingebettet. Das Aufwachsen des jungen Rudi Schmitz, unehelicher Sohn einer tiefgläubigen Katholikin und auch so erzogen, wird sichtbar. Natürlich geht das nicht ohne Recherchen ab. Vor allem werden für die Norwejerjahre immer wieder Akten des militärwissenschaftlichen Archivs Freiburg,

aber auch umfangreiche – das gilt auch für die Einzelauspekte – Literatur herangezogen. 30 Seiten Literaturhinweise und Anmerkungen (S. 321 bis S. 351) zeugen von dem Fleiß und der Umsicht, mit der die Verfasserin vorgegangen ist. Ein wesentlicher Punkt der Mutter-Sohn-Beziehung ist die Religiosität, in der beide wurzeln, die sich aber im Laufe des Krieges bei dem Sohn zu lockern beginnt. Man merkt es an den Briefen, die sie im Frühjahr 1942 wechseln. „Was wäre uns das Leben jetzt ohne Glauben? Ohne Religion?“ fragt die Mutter (S. 206), die „zunehmend skeptischer gegenüber der NS-Politik“ wird. (S. 209) Und der Sohn, fest darauf vertrauend, dass der Führer im Frieden zur Stellung der Kirche ein klärendes Wort sagen wird, „macht der Mutter ... Vorwürfe, wenn er in ihren Klagen Defaitismus wittert.“ (S. 208 f.) Aber immer wieder finden sich auch Töne wie diese, dass der Herrgott uns den Führer lange erhalten möge (S. 210), wie sie auch schon früher erklangen, als die Mutter 1940 hoffte, dass der Herrgott auch zu diesem „letzten großen Schlag (gegen England) helfen“ möge. (S. 71) Ganz so der Sohn, der sich noch steigert, wenn er schreibt: „Wir Deutsche alle glauben an unseren Führer und bitten den Herrgott, dass er ihn erhalten möge“. (S. 82) Omar Bar-tor weist in seinem Buch „Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Hamburg 1995“ darauf hin, dass ein quasireligiöser Glaube an den Führer eine wichtige Rolle für die Motivation und Kampfbereitschaft der Soldaten spielte und „zentraler Bestandteil der NS-Ideologie war.“ (S. 338, Anm. 57)

Ein weiterer wesentlicher Aspekt in den Briefen ist, dass Köln – wie auch das Reichsgebiet – unter den Luftangriffen der alliierten Bomberflotten zu leiden hatte, in Norwegen man aber wie im Frieden lebte. In diesen Zusammenhängen wünschte man sich, dass die Verfasserin die Rolle der Mutter stärker in die Analyse einbezogen hätte. Aber das Buch handelt vom Vater und seiner Tochter, ihrer Trennung und der schliesslichen Annäherung an ihn. Und von dessen Zeit in Norwegen, über die er in begeisternden Tönen spricht. Skandinavien hatte er schon 1929 während einer Großfahrt des katholischen Bundes Neudeutschland erlebt. Nun erzählt er von den Menschen, von einer Familie, bei der er einquartiert ist, von anderen Norwegern in warmen, herzlichen Tönen. Sie „hatten ihn gemocht, obwohl sein Kopf von Nazi-Ideologie vernebelt war, obwohl er sich überlegen fühlte und die Rolle eines Erziehers für sich reklamierte“ kommentiert später die Tochter. (S. 160) Dass und warum er sich in Norwegen wohl und wie zu Hause fühlte, wurde schon erwähnt, es sei hier noch einmal unterstrichen. (Siehe S. 75) „Der unverstellte Rassismus solcher Passagen“ die von der Stimme des Blutes und Germanentum handelten, hatten bei der Tochter „körperliche Übelkeit“ ausgelöst. (S. 76)

Es war ein guter Einfall der Verfasserin, die Zeit und die Erlebnisse während der deutschen Besatzung auch aus der Sicht anderer zu beleuchten (S. 236 bis 262), wo-

Geschichte Politik und ihre Didaktik

Heft 314 2005

bei sie feststellt, dass sich die Grundmuster im wesentlichen gleichen. In Norwegen waren bis zu 400.000 Soldaten gleichzeitig stationiert. (S. 235) Es werden Hintergrundinformationen über die zehn Lebensbornheime in Norwegen geliefert, in denen gegen 9.000 Kinder aufwuchsen, die aus den Verbindungen von circa 80-90.000 Norwegerinnen mit deutschen Soldaten stammten. Diese Themen sind in den Briefen von Rudi Schmitz ausgespart, konnten nur bearbeitet werden, weil die Verfasserin auch hier intensiv recherchiert und u. a. Verbindungen zu norwegischen Müttern aufgenommen hatte. Sie bilanziert am Schluss dieses Abschnittes, in dem auch auf den norwegischen Widerstand während der Besatzungszeit eingegangen wird, dass in diesen Jahren 10.262 Norwegerinnen und Norweger ihr Leben verloren haben, 366 wurden hingerichtet, 39 „zu Tode gequält“, 2.091 starben als politische Häftlinge, die meisten von ihnen in deutschen Konzentrationslagern. Die deutschen Verluste betrugen in dieser Zeit 11.500 Soldaten. (S. 262)

Dorothee Schmitz-Köster hat beim Lesen der Briefe, bei den Erinnerungen an ihren Vater Zorn, Scham, Empörung empfunden, auch „Schuldgefühle für das Unrecht des Krieges, für die Untaten der Nazis.“ (S. 157) Ihr war auch klar geworden, dass sie gegen ihren Vater „rebellieren musste“ (S. 168). Aber sie wünschte sich auch, ehe sie mit der Lektüre der Briefe begann, einen Vater, der die Schrecken des Krieges und seine Leiden nicht verdrängte und Jahre später, als sie das Buch schrieb, dachte sie, weil der Vater immer „wie ein Stein schlief“, dass er auch in seinen Träumen durch nichts beunruhigt wurde, was er als Soldat erlebt hatte. Allerdings deutlich davon distanziert stellt sie fest: „Was man einem Menschen alles vorwerfen kann.“ (S. 171) Hat sie erkannt, wie sehr die Entfernung von ihrem Vater auch mit dem Zeitgeist der 68er Jahre verbunden war? Dass ihre Kritik am Vater eine „quasi-obligatorische“ war, räumt sie selbst ein. (S. 168) Später, als sie die Briefe mit ihrem Vater las, mit ihm darüber sprach, hat sie erlebt, was sie sich seit 1971 gewünscht hatte: Er konnte in den letzten Jahren seines Lebens – wenn auch in „seltsam verbogener Form“ über die Schrecken des Krieges sprechen und manchmal aus ganzem Herzen sagen: „Hoffentlich gibt es keinen Krieg mehr.“ Diesen Satz hat sie nicht vergessen. (S. 318) Er drückt letzten Endes aus, dass sie über die Briefe, die Gespräche, die Arbeit, die sie geleistet hat, dem Vater wieder näher gekommen war. –

Die Besprechung macht deutlich, wie vielschichtig das Buch von Dorothee Schmitz-Köster ist. Sie gibt nicht nur die Geschichte ihres Vaters während des Krieges, die sie auch immer wieder kommentiert, sondern auch ihre Geschichte im Verhältnis zum Vater wieder. In dieser Verstricktheit werden viele Fragen aufgeworfen, die nach Ansicht des Rezensenten einen wesentlichen Gewinn bei der Lektüre des Buches ausmachen, die es gleichsam exemplarisch erscheinen lassen: Ist das ein singuläres Erlebnis, eine Einzelerfahrung, die die Tochter hat-

te? Gibt es nicht unzählige, nicht aufgeschriebene Geschichten, die in Feldpostbriefen stecken? Steht es nicht für viele Generationskonflikte zwischen den Kriegsgenerationen und ihren Kindern? Deuten nicht die vielen Äußerungen über Siegeszuversicht und Gottesfurcht, über Religiosität, Gottvertrauen und Führergläubigkeit darauf hin, dass viele Menschen während des Krieges so gedacht haben? Ist der Satz von Rudi Schmitz, „Gott hat dem Krieg einen Sinn gegeben“ (S. 197) Ausdruck einer Haltung oder Einstellung, die auch eine Überlebensmaxime bedeutet? Und – last but not least – stellt sich nicht auch die Frage, was denn nun ein Nazi ist, was ihn von einem national-konservativen oder einem „Führergläubigen“ trennt, sofern er kein „Täter“ war? Rudi Schmitz ist ein exemplarischer Fall, seine Geschichte eine, die sublimen Stimmungsbilder aber auch Einblicke in die Mutter (Anna)-Sohn (Rudi)-Beziehung gewährt. Für die vielen Fragen, Eindrücke und Erinnerungen, die Dorothee Schmitz-Köster weckt, sei ihr gedankt.

Gerd-Ekkehard Lorenz